

Nr. 269. Bromberg, den 19. November 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eines Abends, an einem regnerischen Herbsttag, bestellte ihn der Inhaber der Maschinenfabrik „Vulkan" nach einem Schlaganfall in seine Privatwohnung und sagte ihm in Anwesenheit seiner Tochter:

„Junger Mann, Sie sind seit sieben Jahren bei mir in der Firma. Sie haben sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Im Gegenteil: Ich habe an Ihrem regen Geschäftsinteresse immer meine Freude gehabt. Sie haben seit einem Jahr sogar in meinem Betrieb selbständig disponiert. Ihr verstorbener Vater — ich habe mich erkundigt — soll ein kleiner, ehrenhafter Beamter gewesen sein. Ihre Mutter starb infolge eines Nervenleidens, als Sie ein vierjähriges Kind waren. Sie haben keine Familie. Ich habe keinen Sohn. Meine Tochter wünscht Sie zu heiraten. Haben Sie irgendwelche Bedenken? ... Sie werden dadurch Inhaber der Maschinenfabrik, die Sie mit einiger Tüchtigkeit zu einer der größten unserer Branche hocharbeiten können. Äußern Sie sich."

Der alte Herr lag hoch aufgestützt in den Kissen. Am Fußende des Bettes, mit angstvoll vom Vater zu Römer irrendem Blick, stand Wanda, die damals üppig schöne Brünette. Und Römer selbst, drei Schritt vom Bett, drehte wie ein Bittsteller zwischen den Fingern den Hut, den man vergessen hatte, ihm in der Diele abzunehmen.

„Ihr Vertrauen ehrt mich außerordentlich ... Ich werde Ihre Firma und Ihr Fräulein Tochter in Ehren halten."

Was gab es da zu überlegen? Der Aufstieg zur Selbständigkeit, die er vielleicht in zehn, zwanzig Jahren erreicht hätte, war ihm von seinem flammenden Ehrgeiz vorgezeichnet. Und heiraten hätte er eines Tages doch müssen — schon aus Repräsentationsgründen. Das Schicksal verschob lediglich die Perspektive und rückte das Ziel bereits an den Anfang seines Lebens.

Der Schwiegervater hatte Römer mit einem gutmütigen, schwachen Lächeln die Hand hingestreckt:

„Nun habe ich doch noch einen Jungen bekommen ..."

Wanda hatte Römer ein Zeichen gemacht. Er war ihr ins nebenanliegende Eßzimmer gefolgt und hatte schweigend im Halbdunkel gesessen und gewartet. Denn sie hatte ihm gesagt, daß der Notar erwartet würde, um den Heiratsvertrag aufzusetzen. Während er noch dachte, daß es sich nicht gezieme, daß er — der junge Disponent — saß, während die Tochter des Chefs im gleichen Zimmer auf und ab ging, blieb sie vor ihm stehen.

„Heinrich ... Sie müssen nicht denken, daß ich Sie kaufen will mit meinem Geld. Ich will auch nichts von Ihnen. Nichts anderes, als daß ich einen Menschen habe, um den ich mich sorgen kann, wenn Vater nicht mehr ist! Und für Sie mich sorgen zu können — wird mich sehr glücklich machen. Sie sollen den heutigen Tag nie bereuen, und ich bitte Sie, es mir auch nie nachzutragen, daß nicht Sie sich eine Frau, daß ich mir einen Mann geholt habe."

Und weil sie während dieser klugen Worte vor Römer gestanden hatte wie ein kleines schuldbewußtes Mädchen, hatte sie ihm leid getan. Er war aufgestanden, hatte halb scheu, halb schützend den Arm um sie gelegt und gesagt:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß ich durch Sie meinen Weg mache. Ich will auch versuchen, immer gut zu Ihnen zu sein, Fräulein Wanda, und Sie nie zu enttäuschen. Aber ich glaube, ich bin kein bequemer Charakter. Ein Tanzpartner bin ich nicht, und auch nicht gesellig. Wenn ich am Tage arbeite und die Fabrik hochschaffe und mich am Abend in Ihrer Nähe ausruhen darf, Fräulein Wanda, dann ist das eigentlich alles, was ich vom Leben erwarte. Würde Ihnen das genügen?"

Wanda hatte ihren Kopf an Heinrich Römers Gesicht gelegt.

„Sie müssen jetzt du zu mir sagen!" Und nach einer kurzen Pause, mit sehr weicher Stimme: „Um eines möchte ich dich bitten: vergiß, daß ich sechs Jahre älter bin als du! Nicht, weil ich zu den Frauen gehöre, die sich ein paar Jahre fortlügen wollen, aber ich fühle, daß du es nicht leicht haben wirst als junger Chef in unserer alten Firma. Und wenn du dann noch das Gefühl haben sollst, daß du dich auch zu Hause erst durchsetzen mußt ... das möchte ich nicht!"

Dunkel war es inzwischen geworden in dem alten Berliner Eßzimmer, in dem sie in irgend einer Ecke standen, als lüden nicht die vielen Stühle rund um den Tisch und an den Wänden zum Sitzen ein.

Römer hatte Wandas Hand an seine Lippen gezogen.

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, daß du mich lieb hast, Wanda. Ich muß dich um Verzeihung bitten, daß ich dich erst lieben lernen muß."

Später war der Notar gekommen und hatte den Heiratsvertrag aufgesetzt. Dann hatte er dem Brautpaar die Hand geschüttelt, der Schwiegervater aber hatte Römer zu sich herabgezogen:

„Sie ist ein prachtvolles, vernünftiges Ding, meine Tochter. Bescheiden und mit allem zufrieden, wenn sie liebt. Nur Heiterkeit braucht sie und frohes Lachen ... Sie hat zu lange mit mir altem, ernstem Mann gelebt. Darum wohl auch ist ihre Wahl auf dich gefallen, mein Sohn, mit deiner frischen Jugend!"

An jenem Abend hatte Römer zum erstenmal über sich selbst und seinen Charakter nachgedacht. Heiterkeit brauchte seine künftige Frau und frohes Lachen? ...

Frohes Lachen? ...

Es hatte sich ihm schwer auf die Seele gelegt. Konnte er ihr das geben, was sie von ihm erwartete? ... Er konnte sich schon als Vierundzwanzigjähriger nicht entsinnen, gelacht zu haben ... richtig herzlich harmlos gelacht aus vollem Halse. In der Schule? ... Nein. Er war auch darum nicht recht beliebt gewesen. Obwohl er tüchtig mit den Fäusten dreinschlug, wenn es galt, einen Schwächeren vor Übergriffen zu schützen. Aber wenn die anderen spielend und schreiend durcheinanderliefen, stand er daneben mit ernstem Gesicht. Nicht, daß er nicht auch Lust gehabt

hätte, sich hineinzustürzen in den Knäuel tobender Knaben, aber es war, als verlöre der Wunsch an Kraft, wenn er drauf und dran war, sich unter die Schar der Johlenden zu mischen. Es war eine Scheu in ihm, sein Inneres zu entblößen. Er verkroch sich in seinen stillen Ernst wie in eine Rüstung, die seine Seele schützte.

Einmal, ein einziges Mal, hatte er in der Schule gelacht. Da war während des Geographieunterrichts ein Klassenkamerad mit der Eselsmütze in die Ecke gestellt worden. War es das verdatterte Gesicht des Jungen, war es der verzerrte Schatten, den Kopf und Mütze auf die Wand warfen ... es war ein Gelächter herausgeschossen aus ihm, so plötzlich, so laut, so unglaublich ansteckend, daß die ganze Klasse aufgefahren und dann einmütig eingefallen war in sein Lachen, und die nüchterne Schulstube plötzlich erfüllt war von dem hellen, gröhlenden Lachen aus vierzig Knabenkehlen. Und obwohl schon einen Augenblick später weder der Lehrer, noch die Schüler mehr wußten, daß das große Kinderlachen von ihm ausgegangen war, saß er an seinem Pult, blutübergossen, in Scham getaucht. Als wären ihm plötzlich die Kleider vom Leibe gerissen worden. Und er erkannte ... nein, dazu war er noch zu jung gewesen, zum Erkennen ... er fühlte nur dumpf, was ihm dann später klar bewußt geworden: daß die Auflösung seiner selbst im Lachen die stärkste Hingabe war, deren er fähig. Und zugleich, daß diese hilflose Hingabe an die Umgebung, in der er aufging durch sein Lachen, ihn erniedrigte, wie sonst nichts ihn hätte erniedrigen können.

Um wieder in sich selbst zu stehen, um die Schranke wieder aufzurichten zwischen sich und der Umwelt wurde das Kind noch ernster von diesem Augenblick an, von einem bewußten Ernst, der bei dem Knaben wie frühreife Strenge wirkte und ihm den Spottnamen „Der finstere Heinrich“ eintrug.

Er schleppte den Spitznamen durch alle Klassen und verlor ihn erst, als beim Besuch der Handelsschule der Ernst seines Wesens mit seinem Alter in Einklang zu bringen war. —

*

„Vater! Das gibt's nicht ... Dein Zug geht bestimmt erst in anderthalb oder zwei Stunden ... Du brauchst uns in Gedanken nicht jetzt schon davonzufahren!“

Und Hans Römer legt ihm in freundschaftlicher Zugehörigkeit die Hand auf den Arm. Merkwürdig ergeht es diesem Sohn mit seinem Vater! Hans hat eine Hochachtung vor seinem Vater wie sonst vor keinem Menschen auf der Welt; doch mischt sich in diese Achtung ein Mitleid, dessen Ursache er sich nicht erklären kann. Das ist auch der Grund, warum er sich bei den wenigen häuslichen Zwisten stets auf Seite des Vaters schlägt, ohne Recht und Unrecht zu unterscheiden. Ohne Überlegung! Aus einem inneren Zwang heraus.

Am liebsten würde er jetzt die Mutter aus dem Zimmer schicken, unter irgend einem Vorwand, nur daß der Vater sich nicht daran zu stoßen brauchte, daß sie in regelmäßigen Stößen in ihr kleines Taschentuch hineinschluchzt und von Zeit zu Zeit qualvolle Blicke zu Else hinüberwirft. Als könne ihr diese helfen, den Vater zurückzuhalten, daß er nicht wieder davonfährt auf lange Wochen — davonfährt irgendwohin ... ohne zu sagen, wo ihn Post, ja sogar nur, wo liebe Gedanken ihn erreichen können.

Hans weiß, daß sich die Mutter — kaum daß der Vater sich unten in die Taxe gesetzt haben wird, um zum Bahnhof zu fahren (den Chauffeur mit seinem eigenen Wagen schickte er in der Stunde seiner Abreise immer gerade mit irgend einem Auftrag irgendwohin) — auf das Sopha werfen und Stunden in schluchzendem Schreien verbringen wird. Wenn sich dann Else verzweifelt und trostspendend über die Mutter warf und sich ihre Tränen mischten, murmelte Hans etwas wie „hysterische Weiber“, nahm Hut und Mantel und stürzte hinaus.

Kam er dann abends spät nach Hause, dann würde es nach Hoffmannstropfen riechen in allen Zimmern, und das Personal schlich herum, als sei eine Todkranke im Haus. —

Römer sieht auf die Uhr, steht auf:

„Tja ... also ... 's wird Zeit!“

„Schon?“ — springt Wanda auf.

„Ja. Habe noch Kleinigkeiten zu besorgen und liebe kein Maschinentempo, wenn die Fabrik erst hinter mir liegt ... Also Wanda — brav sein ... wird schon nichts sein mit der Operation ... weißt ja, daß sie jedes Jahr droht, gerade wenn ich vor der Abreise stehe.“

Hans blickt erstaunt zum Vater auf. Ein ganz ungewohnter Humor hat in seiner Stimme mitgeschwungen ... doch nein! Vaters Gesicht ist ruhig und streng wie immer.

„Und du, Else ... sorge dafür, daß Mutter bald mit dir verreist ... Ich habe den Chauffeur vorhin ins Reisebureau geschickt, Prospekte von den Ostseebädern holen ... sucht euch einen netten Fleck aus! ... Los, meinen Mantel, Hans!“

Wanda steht da mit ineinander verschlungenen, verkrampften Händen. Noch nie hat sie so gelitten. Noch nie ist ihr der Abschied so unsäglich schwer gefallen.

Draußen schrillt das Telephon.

Der Diener meldet!

„Herr Fehling ist am Apparat. Es wäre ganz dringend ... Ob Herr Direktor schon abgereist seien ...?“

„Ja“, sagt Römer kurz.

„Aber, Vater!“ begehrt Else auf.

Römer wirft den Mantel ungeduldig auf den Sessel:

„Also schön — umstellen!“

Er geht zum Tischapparat:

„Hier Römer. Aber rasch, ich habe keine Zeit! ... Was? ... Ich soll in die Fabrik kommen? ... Ich? ... Jetzt? ... Sind Sie blödsinnig? Wozu denn? ... Na so reden Sie doch zum Donnerwetter!“

In Wandas Augen leuchtet ein Hoffnungsstrahl auf. Irgend etwas war in der Fabrik vorgefallen ... irgend etwas sehr Unangenehmes ... man brauchte ihren Mann ... er konnte nicht abreisen ... er würde nicht abreisen ... er stand ja auch sonst Tag und Nacht zur Verfügung, wenn das Werk ihn brauchte! ... Von ihr aus hätte jetzt die ganze Fabrik in Flammen aufgehen können, wenn diese Flammen ihrem Manne den Weg in die Freiheit verrammten.

Sie greift nach der Hand der Tochter, preßt sie in der ihren.

Direktor Römers Stimme wird drohend:

„Also ich muß sehr bitten, Fehling ... wir sind doch keine kleinen Kinder! Ich habe keine Zeit, mich auf Rätselspiele einzulassen! ... Was ist geschehen?

Wanda stürzt auf die Diele hinaus, zum Hauptanschluß, schaltet sich in das Gespräch ein. Sie hat solch Herzklopfen vor rasender Freude, daß sie kaum begreift, was der Personalchef mit aufgeregter Stimme herausstößt:

„Herr Direktor ... neunzigtausend ... er fehlen neunzigtausend Mark im Geldschrank! ... Es ist unbegreiflich ... Schloß und Tür sind unverletzt! ... Ich habe sofort dem Betriebsingenieur Mitteilung gemacht ... Karsten hat jetzt in der Frühstückspause die ganze Arbeiterschaft im großen Maschinensaal zusammengerufen! Wir warten nur noch auf Sie, Herr Direktor!“

Als Antwort Römers blanke, befehlende Stimme:

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich die Fabrik heute nicht mehr betrete! Stössel hat ja als Prokurist alle Vollmachten. Schicken Sie ihn mir an den Apparat ... Aber schnell!“

„Aber das ist es ja, Herr Direktor“ — Fehling kann kaum sprechen vor Aufregung — „Stössel hat einen Ohnmachtsanfall bekommen. Er ist noch immer nicht bei Besinnung! ... Sie hatten ihm doch gestern die Kassenschlüssel übergeben, damit er sie für die Zeit, da Becker Urlaub hat, dem zweiten Kassierer einhändigt. Stössel wollte sie ihm aber erst heute ausliefern. Als wir gestern abend zusammen nach Hause gingen, Stössel und ich, sagte er mir noch: Wir haben hunderttausend Mark in der Kasse! Ist doch prachtvoll, daß wir in unserer Fabrik nie vor dem Lohntag zu zittern brauchen! ...“

Römers Stimme schneidet ab, mit einem bösartigen Unterton, den seine Frau noch gar nicht kennt an ihm und der erzittern macht.

„Erzählen Sie hier keine Romane! ... Fassen Sie sich kurz, ich habe keine Zeit!“

„Jawohl, Herr Direktor. Aber das ist doch alles wichtig ... Also ich betrete heute gegen neun, also eine halbe Stunde nach Stössel den Kassenraum. Da steht er vor dem geöffneten Geldschrank und keucht: neunzigtausend Mark! ... neunzigtausend Mark, weg! Weg!

Römer unterbricht:

„Aber, Fehling! Sie sagten doch, es hätten gestern hunderttausend im Geldschrank gelegen!"

„Ja eben ... eben! Karsten kam gerade vorbei. Ich rief ihn herein. Gemeinsam zählten wir das im Schrank verbliebene Geld ... es waren noch zehntausend Mark, die da lagen. Die übrigen neunzigtausend waren fort! ... Der Prokurist liegt in tiefer Ohnmacht ... kann auch ein Schlaganfall sein ... der Arzt bemüht sich gerade um ihn! ..." Und flehend fast: „Sie müssen kommen, Herr Direktor! Die Verantwortung ist zu groß für uns allein ... es ist ja auch unfaßbar, daß der Dieb nicht den ganzen Betrag genommen hat! Daß er gerade zehntausend Mark übriggelassen hat! ... Sollen wir die Kriminalpolizei verständigen, Herr Direktor? ... Aber es ist doch wohl besser, wenn Sie selb ..."

„Na, zum Donnerwetter, so lassen Sie doch die Kriminalpolizei anläuten, das ist überhaupt Angelegenheit des Betriebsingenieurs!"

„Unsere Telephonistin in der Zentrale hat einen Weinkrampf bekommen ... die Arbeiter murren, fühlen sich verdächtigt ... Es sind unmögliche Zustände hier im Moment, Herr Direktor ... auch Karsten verlangt Sie!"

Und wieder Direktor Römers Stimme, heiser vor Ungeduld, beinahe gebrüllt:

„Verständigen Sie selbst die Kriminalpolizei, zum Donnerwetter! Ich bin überarbeitet ... ich kann nicht mehr! Keinen Tag mehr! ... Keine Stunde mehr! Schluß!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Himmel und Erde.

Heitere Skizze von **Walter Siemes.**

Heinrich, der Schornsteinfegergeselle hatte sein gewohntes Bad genommen und saß nun im sauberen Straßenanzug beim späten Mittagessen. Der Blick seiner Augen war ins Ungefähre gerichtet, seine Gedanken schweiften weit weg. Zu seltsam auch, daß ihm das kleine Erlebnis von gestern immer noch durch den Kopf geisterte: wie das Mädel bei seinem Anblick auf der Straße gestutzt hatte, wie es mit einem fröhlichen Lächeln auf ihn zugekommen war und ihm die weiße, feingliedrige Hand hingereicht hatte mit den glockenhell klingenden Worten: „Bitte, Meister, drücken Sie sie mal fest! Ich brauche heute Glück, viel Glück." — „Sollen Sie haben, Fräuleinchen", hatte er mit gewohnter Lustigkeit geantwortet, aber schon war ihm beim Anblick ihres Liebreizes das Blut in die Wangen geschossen, und nur die Schwärze des Rußes hatte die flammende Röte verborgen. Mit heißen Augen hatte er der leichtfüßig Enteilenden nachgesehen und dann wie abwesend noch dagestanden, als sie im Gewühl des Verkehrs schon längst verschwunden war.

„Das muß gestern im Theater ein großer Erfolg gewesen sein", hörte jetzt Heinrich die Stimme des Vaters aus dem Lehnsessel. „Sieht auch sauber aus, das Mädel." Damit reichte der Alte dem Jungen die Zeitung zu.

Da brannte Heinrich, dem Schornsteinfeger, das Gesicht in purpurner Röte, und die Augen, unverwandt auf das Bildnis eines jungen Mädchens gerichtet, glänzten vor verhaltener Erregung. Dann tappten die aufgeregten Finger unter der Überschrift „Das Käthchen von Heilbronn. Erstaufführung im Schauspielhaus" die Zeilen entlang; er las und las immer wieder: „Selten ist eine schauspielerische Leistung an unserer Bühne so gefeiert worden wie die Leistung der jungen Elise Offenberg, die erst kürzlich aus den Bänken der Schauspielschule entlassen, einem ebenso gewagten wie vielversprechenden Versuch zu einem begeisternden Erfolg verhalf. Eine zarte, feingliedrige Erscheinung im abgewetzten Kleidchen, den wippenden Strohhut auf dem Rücken, alle mädchenhafte Reinheit auf der blanken Stirn, war sie in der Modulation der Stimme und im kleinsten Ausdruck schauspielerischer Gebärde, vom Spiel der Miene bis in die fahrig-notvolle Bewegung der Finger, von so überzeugender und ergreifender Echtheit, daß hier ein Märchen fast zur Wirklichkeit erhoben wurde. Kein Wunder, daß ein vollbesetztes Haus rasenden Beifall spendete.

Eine Weile saß Heinrich, der Schornsteinfeger, vor diesen Zeilen und vor dem Bilde der jungen Künstlerin. Dann schien er aus seiner Versunkenheit zu erwachen, er erhob sich, murmelte etwas wie „ein bissel Luft schnappen" und stürzte hinaus. Aber das Glück, das er der anderen gegeben, kehrte nicht zu ihm zurück: Die nächste Käthchen-Vorstellung war erst in acht Tagen. —

Zwei Tage später turnte Heinrich, den Fegbesen in der Hand, mit nackten Füßen über einen Hausfirst in der Sandstraße. Überrascht von einem hellen Anruf, wandte er das Gesicht zur Straße hinab, wo aus dem Gewimmel der Menschen eine weiße Hand sich winkend zu ihm heraufhob. „Schönen Dank auch, Meister!" schallte es fröhlich herauf. „Es hat mächtig geholfen." Aber das hörte oder verstand er schon nicht mehr. Er spürte nur eine heiße Blutwelle zum Herzen dringen, fühlte im Kopf einen glückseligen Taumel, dann hatte, ohne daß der von einem Rausch Umfangene es rechtzeitig bemerkt hätte, der niedertretende Fuß den schmalen First verfehlt. Die Worte des Mädchens mündeten in einen schrillen Schrei, und die winkenden Hände schlugen verzweifelt vor das Gesicht. Oben rutschte der krachend Niedergestürzte, mehrfach sich drehend, das steile Dach herab. Sekundenlang war es, als hielte die Welt den Atem an. Wie in den Boden eingerammt, standen plötzlich die Menschen auf der Straße, die schreckensbleichen Gesichter emporgehoben, und nur der verlorene Angstschrei einer Frau flatterte noch in der stillen Luft.

Wie lange nur so Schreckliches dauern kann! Wie nur die Herzen wieder zum rechten Schlag zurückfanden, als die schon Verzweifelnden plötzlich den Schornsteinfeger Heinrich hoch über sich in der Dachrinne hängen sahen, still und unbewegt! Wohl schien es für eines Atemzuges Dauer, daß die Rinne nachgäbe, doch sie hielt ...

Die Hände blutig, schneeige Weiße unter dem Ruß des Gesichts, kam Heinrich aus dem Hause heraus. Kaum merkte er, wie aus der dichtgedrängten Schar Elise Offenberg auf ihn zueilte und seine beiden Hände ergriff. Erst ihre Stimme brachte ihn wieder zu sich: „Sie gaben mir das Glück", hauchte sie, angstvolle Ergriffenheit im zarten Gesicht, und da stieß einer aus der Menge seinen Nachbarn an und flüsterte: „Das Käthchen von Heilbronn!"

Mit großen Augen sahen alle hinter den beiden her, dem schwarzen Gesellen und dem zarten Mägdlein, wie sie nebeneinander, den Auflauf pflügend, davongingen ...

„Ich bin ein deutscher Askari!"

Eine Geschichte aus Deutsch-Ostafrika.

Von O. G. Foerster.

Herbst 1917. . . .

Luatalla, die kleine deutsche Station im Süden Deutsch-Ostafrikas, ist von englischen Truppen besetzt. Indische und schwarze Soldaten haben ihre Feldlager aufgeschlagen und ruhen von den Strapazen des Kampfes aus, während die Offiziere im Stationsgebäude die Lage besprechen.

Der Führer der Abteilung, ein britischer Kapitän, zuckt verzweifelt die Achseln. „Wir machen uns zum Gespött der Welt!" sagt er und zerknittert wütend die Karten, die auf dem Tisch ausgebreitet sind.

„Seit dem August 1914 ziehen wir nunmehr kreuz und quer durch dieses verflixte Land, sind auf nahezu 300 000 Mann angewachsen und haben noch so gut wie nichts erreicht. Der deutsche General führt uns an der Nase herum mit seinen knapp zehntausend Mann. Er kennt alle Schleichwege durch Busch und Steppe, und wenn wir heute unsere Truppen nach Norden vorstoßen lassen, überfällt er uns plötzlich von Süden her. Drüben, in London, wird ein Scherzbrief verkauft, mit der Aufschrift: Wo ist Lettow? Wenn man ihn öffnet, findet man nur leere Seiten, auf der letzten steht: Gerade ist er wieder entwischt . . ."

Ja, es ist wahr: niemand in der Heimat kann sich vorstellen, welche Schwierigkeiten die kleine deutsche Schutztruppe der englischen Besatzungsarmee bereitet. An den verschiedensten Stellen zwingen überraschende Überfälle die Engländer, ihre Kräfte über das ganze Land zu zerstreuen. Erst gestern ist ein indisches Regiment auf dem Vormarsch nach Westen gänzlich unerwartet angegriffen und mit blutigen Verlusten zum Rückzug gezwungen worden.

„Niemand ahnte etwas", berichtet ein Offizier des Regiments, wir marschierten durch den dichten Busch den Rowuma aufwärts. Unsere Patrouillen stießen nirgends auf feindliche Kräfte — und dann waren plötzlich die Deutschen da! Mit einem brausenden Hurra stürzten sie sich mit gefällten Bajonetten auf uns, deutsche Offiziere und Askari,

und ehe wir unsere Züge in Gefechtsstellung bringen konnten, waren wir einfach überrannt, auseinandergesprengt. Niemand weiß, welche Truppen den Überfall ausführten. Steht Lettow selbst im Westen? Oder war es nur irgendeine seiner Störungsabteilungen?"

Während die Offiziere noch diese Frage erörtern, stürzt plötzlich ein Leutnant in den Raum. „Herr Kapitän! Die Deutschen . . .!"

Im gleichen Augenblick gellt draußen das Alarmsignal. Die Offiziere reißen die Degen von der Wand und eilen hinaus, wo die Truppen schon marschbereit stehen. Ein Melder läuft heran: „Eine deutsche Kolonne! Sie führen die weiße Fahne!"

Wie? Weiße Fahne? Die Engländer sehen sich triumphierend an. Gibt Lettow den Widerstand auf? Ist dieser verdammte Krieg in Afrika endlich vorbei?

Aber das sind trügerische Hoffnungen. Was da unter der weißen Fahne heranmarschiert, das sind die Reste der kleinen deutschen Abteilung des Hauptmanns Tafel, die im Mahenge-Gebiet gegen zehnfache Übermacht kämpfte, bis ihr Lebensmittel und Munition ausgingen. Ein Teil der Truppe schlug sich zu Lettow durch, die anderen, größtenteils Kranke und Verwundete, kapitulieren. Tafels Adjutant Dannert hat den Befehl erhalten, diese Abteilung, 5 Offiziere, 53 Deutsche und 133 Askari, dem Feind zu übergeben.

Kameradschaftlich und achtungsvoll nehmen die englischen Offiziere ihre Gegner auf.

Aber nach wenigen Stunden braust ein Auto in das Lager. Ein englischer Nachrichtenoffizier springt heraus und läßt Dannert vorführen.

„Sie werden mir sofort mitteilen, aus welchen Kompanien Ihre Leute stammen!"

Dannert schüttelt den Kopf. Der Engländer möchte in Erfahrung bringen, wo Lettows Hauptmacht steht.

„Wir sind deutsche Offiziere!" sagt Dannert. „Selbstverständlich verweigern wir die Antwort auf diese Frage."

Der Engländer lächelt spöttisch. „Tut nichts. Ihre Askari werden antworten. Lassen Sie sie antreten!"

In wenigen Minuten stehen die deutschen Askari vor ihrem Führer, ausgerichtet und in straffer Haltung wie auf dem Kasernenhof. Dannert übersetzt ihnen die Fragen des Engländers und fügt hinzu: „Ihr müßt selbst entscheiden, was ihr tun wollt."

Dann geht der englische Offizier die Front entlang und hält eine Rede. „Dies Land ist nun englisch!" ruft er. „Die Deutschen sind vertrieben, ihr habt nur den Engländern zu gehorchen. Wer meine Fragen nicht beantwortet, wird erschossen!"

Ein altgedienter Askari ist der erste, den der Offizier fragt, zu welcher Kompanie er gehöre und wie sein Kompanieführer heiße.

Der schwarze Soldat blickt den Engländer verächtlich an und erwidert: „Sisemi kitu, Bwana Hopmanni!" (Ich sage nichts, Herr Hauptmann!)

Wütend schreitet der Hauptmann weiter. Aber jeder der anderen Askari gibt ihm die gleiche Antwort. In sinnloser Wut greift der Engländer nach einer Nilpferdpeitsche und versetzt den Askari wuchtige Hiebe über das Gesicht. Die schwarzen deutschen Soldaten nehmen die Schläge schweigend auf, aber in ihren Augen stehen Verachtung und Zorn. Von ihren Gesichtern rinnt das Blut herab.

Der englische Hauptmann winkt ein paar englische Askari heran. Kurz darauf tritt er auf einen Schausch, einen farbigen deutschen Unteroffizier, zu und wiederholt seine Frage. Der Schausch schüttelt stumm den Kopf.

„Du wirst erschossen, wenn du nicht redest!" schreit der Offizier und winkt seinen Farbigen.

Da blickt der Schausch ihn fest an und sagt: „Na mie Askari mdachi! — Ich bin ein deutscher Soldat!" Das ist seine ganze Antwort auf die Zumutung, die Kameraden zu verraten.

Schon nehmen zwei farbige Engländer den Tapferen in ihre Mitte und führen ihn fort. Doch vor seinem Führer verhält der Schausch den Schritt, macht stramm Front und meldet: „Ich möchte dir Lebewohl sagen, Herr, ich bekomme jetzt meine Kugel!"

Dannert drückt dem Treuen die Hand. Gleich darauf läßt der englische Offizier zwei weitere Askari abführen. Auch sie bekennen sich stolz als deutsche Soldaten und wollen als solche sterben.

„Sie wollen diese drei Askari wirklich erschießen lassen?" fragt Dannert den Engländer.

„Gewiß! Sie haben sich geweigert, mir Auskunft zu geben, und ich habe ihnen vorher angekündigt, welche Strafe sie erwartet."

Der deutsche Offizier kann es nicht fassen, daß drei brave Soldaten sterben sollen, nur, weil sie ihre deutschen Kameraden nicht verraten wollen.

„General von Lettow führt 81 englische Offiziere als Gefangene mit sich", sagt er. „Sobald er erfährt, daß Sie die Askari widerrechtlich erschießen ließen, wird für jeden von ihnen ein englischer Offizier fallen!"

Der Engländer wendet sich wütend ab. Er ist ratlos...

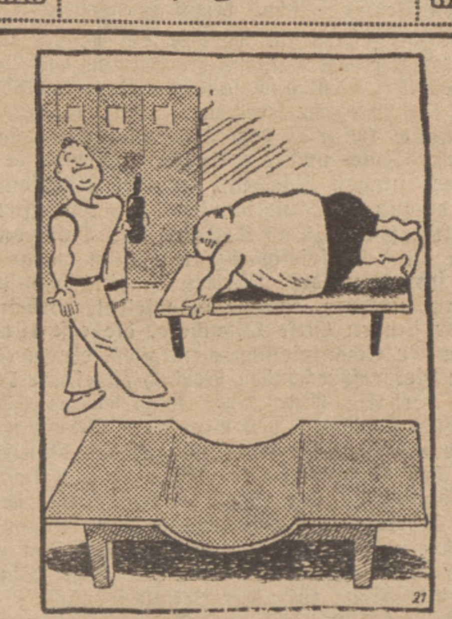
Am nächsten Tage schallen deutsche Kommandos im Gefangenenlager, und als Dannert sich verwundert umsieht, stehen die drei zum Tode verurteilten Askari vor ihm, und der Schausch meldet: „Zur Stelle, Bwana mkubwa!"



Das Paradepferd des Vizekönigs.

Seit einiger Zeit kann man jeden Nachmittag im Londoner Zoologischen Garten beobachten, wie ein von einem Stallknecht gerittenes Pferd vor dem Elefantengehege hin und her bewegt wird. Wahrscheinlich sind die Elefanten nicht am wenigsten überrascht darüber, daß ein höchst elegantes Rassepferd ihnen täglich diese Ehre erweist. Es handelt sich um das Reitpferd von Lord Linlithgow, dem Vizekönig von Indien. Man trifft schon jetzt Vorsorge, daß der Gaul, auf dem er im nächsten Jahre bei den Krönungsfestlichkeiten in Kalkutta an der Spitze des Krönungszuges reiten wird, für die besonderen Eindrücke, die seiner dort harren, geschult wird. Der Krönungszug, der nachher am Vizekönig vorbeizieht, wird auch eine ganze Reihe prächtig geschmückter Elefanten enthalten. Es könnte leicht sein, daß ein Pferd, das diesen Anblick nicht gewöhnt ist, sich entsetzt und durchgeht. Und das würde dann höchst wenig vizeköniglich aussehen. Deshalb wird schon jetzt dafür Sorge getragen, daß der Anblick der Elefanten dem Reitpferd des Vizekönigs vertraut wird.

Lustige Ecke



„Die Massagebank für Anfänger ist drüben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.